

Für Dorothy Craigie

Graham Greene:
Jagd im Nebel
Roman

Deutsch von Christian Spiel

Deutscher
Taschenbuch
Verlag



Von Graham Greene

sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Ein Mann mit vielen Namen (11429)

Orient-Express (11530)

Ein Sohn Englands (11576)

Zwiespalt der Seele (11595)

Das Schlachtfeld des Lebens (11629)

Das Attentat (11717)

Die Kraft und die Herrlichkeit (11760)

Der dritte Mann (11894)

Das Herz aller Dinge (11917)

Der stille Amerikaner (12063)

Ungekürzte Ausgabe

Februar 1995

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 1939, 1971 Graham Greene

Titel der englischen Originalausgabe:

›The confidential agent‹ (William Heinemann Ltd.,
London 1939)

© 1994 der deutschsprachigen Ausgabe:

Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m. b. H.,
Wien · Darmstadt

ISBN 3-552-04604-6

Umschlagtypographie: Celestino Piatti

Umschlagbild: Alexander Schütz

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,
Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 3-423-11977-2

Das Buch

»Die Möwen fegten über Dover hin. Wie Nebelfetzen peitschte der Wind sie vor sich her, während die Sirene ihr klägliches Geheul in das Vogelgeschrei mischte: Schiffe antworteten, immer neue Stimmen von überallher – wem galt es? Wessen Tod kündigten sie an?« Das Schiff, das an einem nebligen Herbstabend Dover anläuft, hat zwei Männer an Bord. Beide wollen englische Kohle kaufen, denn in ihrem Land, das ungenannt bleibt, herrscht Bürgerkrieg. Die beiden Männer sind Geheimagenten und tragen Angst und Schrecken in Englands satte Ruhe. Sie kämpfen mit allen Mitteln, mit der raffiniertesten Psychologie, aber auch mit roher Gewalt. In London wird der Gejagte zum Jäger, als Schauplätze dienen ein obskures Hotel und die Schule einer grotesken Weltsprache. Neben dem Syndikat der Grubenbesitzer und der Tochter eines Kohlenmagnaten bilden die halbkindliche Kellnerin des Stundenhotels, der Erfinder der Weltsprache Entrenationo und der Gewerkschaftssekretär besondere Kabinettstücke Greenescher Menschendeutung.

Der Autor

Graham Greene wurde am 2. Oktober 1904 in Berkhamsted (Hertfordshire) geboren und starb am 3. April 1991 in Vevey/Schweiz. Greene trat mit 22 Jahren zum Katholizismus über, lebte längere Zeit in Westafrika und Mittelamerika und zählt zu den bedeutendsten Schriftstellern der Gegenwart. Werke u. a.: ›Orient-Express‹ (1932), ›Ein Sohn Englands‹ (1935), ›Das Attentat‹ (1936), ›Am Abgrund des Lebens‹ (1938), ›Die Kraft und die Herrlichkeit‹ (1940), ›Der dritte Mann‹ (1950), ›Unser Mann in Havanna‹ (1958), ›Ein Mann mit vielen Namen‹ (1988).

Der Gejagte

I

Die Möwen jagten über Dover hin. Wie Nebelflocken segelten sie aufs Meer hinaus und kurvten zurück in Richtung auf die verborgene Stadt, während die Sirene in ihre Klagen einstimmte. Andere Schiffe antworteten, ein ganzer Chor hob einen Trauergesang an – auf wessen Tod?

Mit halber Kraft bewegte sich das Schiff durch den bitterkalten Herbstabend. Es erinnerte D. an einen Leichenwagen, der langsam und diskret dem *Hain des ewigen Friedens* entgegenrollt, wobei der Kutscher sorgfältig darauf achtet, daß der Sarg nicht durchgerüttelt wird, als würde die Leiche ein paar Püffe übel vermerken. Durch die Nebelschwaden gellte das Geschrei hysterischer Frauen.

Die Bar in der Dritten Klasse war gerammelt voll. Lärmend drängelten sich die Mitglieder einer Rugby-Mannschaft, die auf der Heimreise war, nach ihren Gläsern. D. verstand nicht alles, was sie brüllten; vielleicht war es Jargon oder irgendein Dialekt. Es würde eine Weile dauern, bis sich seine Erinnerung an das Englische wieder ganz einstellte; er hatte es früher sehr gut beherrscht, jetzt aber waren seine Reminiszenzen an die Sprache mehr literarischer Natur. Er versuchte sich abseits des Gedränges zu halten, ein Mann mittleren Alters, mit dichtem Schnurrbart, einer Narbe am Kinn und einer Stirn, an der die Sorge wie eine Gewohnheit in Falten nistete; doch in dieser Bar konnte man sich kaum bewegen – ein Ellenbogen wurde ihm zwischen die Rippen gerammt, und ein Mund hauchte ihm Dosenbier-Dunst

ins Gesicht. Die Leute hier versetzten ihn in Erstaunen; ihre rauchgeschwängerte Kumpelhaftigkeit hätte einen nie auf den Gedanken gebracht, daß ein Krieg im Gange war – nicht nur in dem Land, aus dem er gekommen war, sondern auch hier, nur knapp einen Kilometer vom Wellenbrecher des Hafens von Dover entfernt. Er trug den Krieg mit sich. Überall, wo D. hinkam, war auch der Krieg. Er konnte es einfach nicht fassen, daß die Menschen das nicht merkten.

»Paß zu mir, Paß zu mir!« schrie einer der Sportler dem Barkeeper zu, aber ein anderer schnappte ihm das Glas Bier weg und brüllte: »Abseits!« – »Ins Gedränge!« schrien alle zusammen.

»Erlauben Sie, erlauben Sie«, sagte D. und zwängte sich langsam ins Freie. Er schlug den Kragen seines Regenschutzes hoch und stieg hinauf auf das kalte, neblige Deck, wo die Möwen klagend über seinen Kopf hinweg Dover entgegen segelten. Mit gesenktem Kopf begann er an der Reling auf und ab zu wandern, um sich warmzuhalten. Das Deck war wie eine Landkarte, übersät mit Schützengräben, unhaltbaren Positionen, Frontausbuchtungen, Gefallen; zwischen seinen Augen hoben Bomber vom Boden ab, und in seinem Gehirn erbeben die Berge unter Granateinschlägen.

Er empfand kein Gefühl der Sicherheit, während er auf diesem englischen Schiff, das unmerklich in den Hafen von Dover glitt, auf und ab ging. Die Gefahr war mit ihm verwachsen. Sie war nicht wie ein Mantel, den man manchmal ablegt und zurückläßt: Sie war die eigene Haut. Man starb in ihr: Allein Käuflichkeit konnte einen von ihr befreien. Nur einem einzigen Menschen vertraute man: sich selbst. Bei einem Freund – dafür hatte man ihn gehalten – war ein geweihtes Amulett unter dem Hemd entdeckt worden, ein anderer hatte einer Organisation mit den verkehrten Anfangsbuchstaben angehört. Auf und ab über das kalte, ungeschützte Deck, bis ihn eine kleine Holztür mit der Aufschrift »Nur für Passagiere

der Ersten Klasse« am Weitergehen hinderte. In früheren Zeiten hätte sich diese Klassenschranke wie eine Beleidigung gelesen, mittlerweile aber gab es zu viele Untergliederungen des Klassensystems, als daß sie überhaupt noch etwas besagten. Er blickte das Deck der Ersten Klasse entlang. Außer ihm selbst war nur noch ein Mann im Freien, in der Kälte. Mit hochgeschlagenem Mantelkragen stand er am Bug und schaute in Richtung Dover.

D. machte kehrt und wanderte zurück zum Heck, und wieder hoben regelmäßig wie sein Schritt die Bomber ab. Man konnte keinem außer sich selbst vertrauen, ja, zuweilen war man sich nicht einmal dessen ganz sicher. Auch *sie* trauten einem nicht, nicht mehr, als sie dem Freund mit dem geweihten Amulett getraut hatten. Damals hatten sie recht gehabt, und wer wollte sagen, ob sie nicht auch jetzt recht hatten. Man selbst – man hatte seinen vorgefaßten Standpunkt; die Ideologie war eine komplexe Angelegenheit, Häresien schlichen sich ein... Er war sich nicht sicher, ob er in diesem Augenblick nicht beobachtet wurde. Er war sich nicht sicher, ob er nicht zu Recht beobachtet wurde. Schließlich gab es gewisse Aspekte des ökonomischen Materialismus, mit denen er, Hand aufs Herz, nicht einverstanden war... Und der Beschatter, wurde er nicht seinerseits beschattet? Einen Augenblick lang suchte ihn die Vorstellung eines grenzenlosen Mißtrauens heim. In einer Innentasche, unter einer Ausbuchtung über der Brust, trug er, was als Beglaubigungsschreiben bezeichnet wurde, doch Beglaubigung bedeutete inzwischen nicht mehr Glauben.

Er ging langsam zurück – die Länge seiner Kette. Durch den Nebel war scharf und deutlich die Stimme einer jungen Frau zu hören, die rief: »Ich bekomme noch einen. Ich *will* noch einen haben!« Irgendwo ging eine Menge Glas zu Bruch. Hinter einem Rettungsboot weinte jemand – wohin man auch kam, überall hatte die Welt ihre Merkwürdigkeiten. Er ging vorsichtig um den Bug des Boots herum und entdeckte ein Kind, das sich in

einen Winkel drückte. Er blieb stehen und sah es an. Der Anblick sagte ihm überhaupt nichts – wie eine Handschrift, so unleserlich, daß man sie nicht einmal zu entziffern versuchte. Der Gedanke ging ihm durch den Kopf, ob er sich wohl jemals wieder in einen anderen Menschen werde einfühlen können. In einem pflichtbewußt-sanften Ton sagte er zu dem Kind: »Was ist denn mit dir los?«

»Ich hab' mir den Kopf angestoßen.«

Er fragte: »Bist du allein?«

»Mein Papi hat mich hierhergestellt.«

»Weil du dir den Kopf angestoßen hast?«

»Er hat gesagt, ich soll mich nicht so haben.« Das Kind hatte zu weinen aufgehört und begann zu husten; der Nebel war ihm in den Hals geraten. Dunkle Augen starrten abwehrend aus der Höhle zwischen Rettungsboot und Reling. D. wandte sich ab und ging weiter. Ich hätte lieber nichts sagen sollen, dachte er – das Kind wurde vermutlich im Auge behalten – von seinem Vater oder von seiner Mutter. Er kam zu der Holzbarriere – »Nur für Passagiere der Ersten Klasse« – und blickte hinüber zur anderen Seite. Der andere näherte sich durch den Nebel, schritt die längere Länge seiner Kette ab. D. nahm zuerst die Hose mit den Bügelfalten wahr, dann den Pelzkragen und zuletzt das Gesicht. Sie starrten einander über die niedrige Sperre hinweg an. Überrascht, wie sie waren, wußten sie nichts zu sagen. Aber sie hatten ja noch nie miteinander gesprochen, trennend standen zwischen ihnen unterschiedliche Anfangsbuchstaben und viele, viele Tote. Jahre vorher waren sie einander in einem Korridor begegnet – einmal auf einem Bahnhof und einmal auf einem Flugfeld. D. konnte sich nicht einmal an den Namen des andern erinnern.

Der andere zog sich als erster zurück. Hochgewachsen und mager wie ein Selleriestengel in seinem dicken Mantel, vermittelte er den Eindruck von Behendigkeit und Agilität; er ging rasch und steif auf Stelzenbeinen, aber man hatte das Gefühl, daß sie einknicken könnten. Er

wirkte auf D., als hätte er sich bereits für ein bestimmtes Vorgehen entschieden. D. dachte, vermutlich wird er versuchen, mich auszurauben, vielleicht wird er versuchen, mich umbringen zu lassen. Bestimmt hatte er mehr Gehilfen und mehr Geld und mehr Freunde. Wahrscheinlich trug er Empfehlungsschreiben an Peers und Minister bei sich – früher einmal, Jahre zuvor, noch vor Gründung der Republik, hatte er selbst irgendeinen Titel getragen... Graf oder Marquis... welchen genau, hatte D. vergessen. Es war Pech, daß sie beide auf demselben Schiff fuhren und daß sie einander auf diese Weise, an der Schranke zwischen den Klassen, begegnet waren, zwei Geheimagenten, die es auf dasselbe abgesehen hatten.

Wieder heulte die Sirene, und aus dem Nebel tauchten plötzlich, wie Gesichter, die durch ein Fenster blicken, Schiffe, Lichter, ein keilförmiger Wellenbrecher auf. Ihr Schiff war nun bei seinesgleichen. Die Maschine lief nur noch mit halber Kraft und setzte dann ganz aus. D. hörte das Wasser gegen die Bordwand schwappen. Anscheinend trieben sie seitwärts. Irgend jemand brüllte etwas – unsichtbar, als käme die Stimme aus der See. Sie glitten in einer Schlangenlinie voran und waren plötzlich angekommen – so einfach war das gewesen. Vorwärtsdrängende Passagiere mit Koffern wurden von Matrosen zurückgedrängt, die, so schien es, das Schiff zerlegen wollten. In ihren Händen löste sich gleichsam ein Stück aus der Reling.

Dann wurden sie alle von Bord gespült, mit ihren Koffern, an denen sich Aufkleber von Schweizer Hotels und Biarritzer Pensionen befanden. D. ließ den Menschenstrom vorbei. Er hatte nichts als eine kleine Ledertasche bei sich, die eine Haarbürste, einen Kamm, eine Zahnbürste und ein paar weitere Kleinigkeiten enthielt. Einen Schlafanzug anzuziehen hatte er sich abgewöhnt; das lohnte sich eigentlich nicht, wenn man damit rechnen mußte, zweimal pro Nacht von Bomben aus dem Schlaf gerissen zu werden.

Vor der Paßkontrolle teilte sich der Strom der Passagiere in Ausländer und britische Untertanen. Ausländer gab es nicht viele hier; wenige Schritte von D. entfernt stand der Mann aus der Ersten Klasse frierend in seinem Pelzmantel. Blaß und zartgliedrig, wie er war, wirkte er in diesem zugigen Schuppen auf dem Kai ziemlich fehl am Platz. Aber er wurde rasch durchgeschleust – ein einziger Blick auf seine Papiere hatte genügt. Seine Echtheit war, wie die einer Antiquität, sehr gut beglaubigt. Ein Museumsstück, dachte D. ohne Feindseligkeit. Die Leute von der gegnerischen Seite erschienen ihm alle wie Museumsstücke – sie verbrachten ihr Leben in großen, kalten Häusern, die mit den recht langweiligen alten Gemälden an den Wänden und den intarsierten Vitrinen in den Korridoren an öffentliche Galerien erinnerten.

D. wurde aufgehalten. Ein freundlicher Mann mit blondem Schnurrbart sagte: »Wollen Sie behaupten, daß das eine Fotografie von Ihnen ist?«

D. sagte: »Aber selbstverständlich.« Er blickte auf die Fotografie; seit vielen Jahren war er nicht auf den Gedanken gekommen, sich seinen eigenen Paß anzusehen. Er erblickte das Gesicht eines Fremden, eines Mannes, der viel jünger und offensichtlich viel glücklicher war als er: Der Mann lächelte in die Kamera. Er sagte: »Es ist eine alte Aufnahme.« Sie mußte aufgenommen worden sein, ehe er ins Gefängnis kam, ehe seine Frau getötet wurde und vor dem Luftangriff vom 23. Dezember, als er sechsundvierzig Stunden in einem Keller verschüttet lag. Aber dem Paßbeamten konnte er das alles schwerlich erklären.

»Wie alt?«

»Vielleicht zwei Jahre.«

»Aber Ihr Haar ist ja jetzt ganz grau.«

»Ja?«

Der Beamte sagte: »Würden Sie bitte auf die Seite treten und die anderen Leute vorbeilassen?« Er sagte es höflich und gelassen. Das kam daher, daß man hier auf einer

Insel lebte, zu Hause wären Soldaten geholt worden; man hätte ihn sofort verdächtigt, ein Spion zu sein, das Verhör wäre lautstark, hitzig und langwierig gewesen. Der Beamte trat dicht neben ihn und sagte: »Entschuldigen Sie, daß ich Sie aufgehalten habe. Wären Sie so freundlich, einen Augenblick hier hereinzukommen?« Er öffnete die Tür zu einem Zimmer. D. trat ein. Ein Tisch, zwei Stühle und ein Bild waren zu sehen, auf dem König Edward VII. einen Schnellzug auf den Namen »Alexandra« taufte. Fremd anmutende Vorkriegsgesichter lächelten über weißen Stehkragen; ein Lokomotivführer hatte eine Melone auf.

Der Beamte sagte: »Die Sache tut mir leid. Ihr Paß scheint durchaus in Ordnung zu sein, aber dieses Bild ... Wie soll ich sagen? Sie brauchen sich ja nur selber anzusehen, Sir.«

D. schaute in die einzige vorhandene Glasscheibe: Der Schlot der Lokomotive und König Edwards Bart verstellten ihm zwar ziemlich die Sicht, aber er mußte zugeben, daß der Beamte nicht unrecht hatte. Er sah inzwischen tatsächlich anders aus. Er sagte: »Ich habe noch gar nicht bemerkt, wie stark ich mich verändert habe.« Der Beamte musterte ihn prüfend. Ja, das war der alte D. – jetzt erinnerte er sich wieder: Es war gerade drei Jahre her. Er war damals zweiundvierzig gewesen, hatte aber für sein Alter jung ausgesehen. Seine Frau hatte ihn in das Fotoatelier begleitet. Er hatte sich ein halbes Jahr von der Universität beurlauben lassen und auf Reisen gehen wollen, zusammen mit ihr natürlich. Genau drei Tage später war der Bürgerkrieg ausgebrochen. Er war ein halbes Jahr in einem Gefängnis gewesen, seine Frau hatten sie erschossen – ein Versehen, keine Greuelthat –, und dann ... Er sagte: »Wissen Sie, der Krieg verändert die Menschen. Diese Aufnahme wurde vor dem Krieg gemacht.« Er hatte über eine lustige Bemerkung gelacht, irgend etwas über Ananas. Es hätte ihr erster gemeinsamer Urlaub seit Jahren werden sollen. Fünfzehn Jahre waren sie verheiratet ge-

wesen. Er konnte sich noch an den antiquierten Apparat und an den Fotografen erinnern, wie der sich unter das schwarze Tuch duckte; an seine Frau hingegen erinnerte er sich nur undeutlich. Seine Liebe zu ihr war eine Leidenschaft gewesen, und es ist immer schwierig, sich eine Empfindung in die Erinnerung zurückzurufen, wenn sie erloschen ist.

»Haben Sie sonst irgendwelche Dokumente bei sich?« fragte der Beamte. »Oder gibt es jemanden in London, der Sie kennt? Ihre Botschaft vielleicht?«

»O nein. Ich bin ein südlicher Privatmann – gänzlich unbedeutend.«

»Sie reisen nicht zum Vergnügen?«

»Nein. Ich habe ein paar geschäftliche Empfehlungen.« Er erwiderte das Lächeln des Beamten. »Die könnten allerdings gefälscht sein.«

Er hatte keinen Grund, sich aufzuregen. Der graue Schnurrbart, die tiefen Falten um den Mund – das war tatsächlich alles neu – und die Narbe am Kinn. Er berührte sie. »Bei uns herrscht Krieg, wissen Sie.« Er fragte sich, was der andere jetzt tun mochte. Er würde sicher keine Zeit verlieren. Wahrscheinlich wartete ein Wagen auf ihn. Er würde also lange vor ihm in London sein. Das konnte zu Schwierigkeiten führen. Vermutlich hatte er Weisung, auf keinen Fall zuzulassen, daß irgend jemand von der anderen Seite den Kauf der Kohle durchkreuzte. Die Kohle hatte früher, vor der Entdeckung der Elektrizität, der schwarze Diamant geheißen. In seinem eigenen Land war sie mittlerweile wertvoller als Diamanten, und schon bald würde sie ebenso selten sein.

Der Beamte sagte: »Ihr Paß ist natürlich völlig in Ordnung. Wenn Sie mir vielleicht sagen könnten, wo Sie in London logieren werden...«

»Ich habe keine Ahnung.«

Der Beamte zwinkerte ihm plötzlich zu. Es geschah so rasch, daß D. es kaum glauben konnte. »Ach, irgendeine Adresse«, sagte der Mann.

»Na schön. Es gibt doch ein Hotel, das Ritz heißt, nicht?«

»Gibt es, ja, aber ich würde mir etwas weniger Teures aussuchen.«

»Dann das Bristol. Ein Bristol gibt es überall.«

»Nicht in England.«

»Schön. Wo, meinen Sie, würde jemand wie ich logieren?«

»Im Strand Palace?«

»Wenn Sie meinen.«

Der Beamte gab ihm lächelnd den Paß zurück und sagte: »Wir müssen vorsichtig sein. Tut mir leid. Sie müssen sich beeilen, wenn Sie Ihren Zug noch erwischen wollen.« Vorsichtig! dachte D. Verstand man *das* auf einer Insel unter vorsichtig? Wie er sie um ihre Selbstgewißheit beneidete.

Infolge der Verzögerung war D. einer der letzten in der Schlange vor der Zollkontrolle; die lärmenden jungen Männer waren vermutlich schon auf dem Bahnsteig, und was seinen Landsmann anging – der hatte bestimmt nicht auf den Zug gewartet. Eine Mädchenstimme sagte: »Ja, ich habe eine ganze Menge zu deklarieren.« Diese Stimme hatte er doch schon einmal gehört, als sie in der Bar »noch einen« verlangte. Er sah sie ohne großes Interesse an; in seinem Alter war man entweder verrückt nach Frauen, oder aber sie ließen einen gleichgültig, und diese Person hier war, grob geschätzt, so jung, daß sie seine Tochter hätte sein können.

Sie sagte: »Ich habe hier eine Flasche Brandy, aber sie ist schon angebrochen.« Während er wartete, daß er an die Reihe kam, ging ihm vage der Gedanke durch den Kopf, daß sie nicht so viel trinken sollte. Ihr Ton paßte nicht zu ihr. Sie war keine von dieser Sorte. Er fragte sich, warum sie in der Bar der 3. Klasse getrunken hatte; sie war gut angezogen, wie eine Modepuppe. Sie sprach weiter. »Und da habe ich eine Flasche Calvados, aber die ist ebenfalls schon offen.« D. spürte, wie müde er war –

wenn man sie doch abfertigte und ihn durchließe! Sie war noch sehr jung, blond und unnötig arrogant. Sie sah aus wie ein Kind, das nicht bekommen hat, was es möchte, und deshalb entschlossen ist, sich irgend etwas zu verschaffen, gleichgültig, ob es das wirklich mag oder nicht.

»Ach ja«, sagte sie jetzt, »da ist noch ein Brandy. Ich hätte Sie schon darauf aufmerksam gemacht, wenn Sie mir die Zeit gelassen hätten, aber Sie sehen ja, auch diese Flasche ist schon angebrochen.«

»Leider«, sagte der Zollbeamte, »werden Sie ein paar davon verzollen müssen.«

»Dazu haben Sie kein Recht.«

»Sie können ja die Bestimmungen lesen.«

Das Hin und Her wollte kein Ende nehmen. Ein anderer Beamter prüfte den Inhalt von D's Ledertasche und reichte sie zurück. »Der Zug nach London?« fragte D.

»Schon fort. Sie werden auf den um sieben Uhr zehn warten müssen.« Es war noch nicht Viertel vor sechs.

»Mein Vater ist im Direktorium der Bahngesellschaft«, sagte die junge Person wütend.

»Das hier hat mit der Bahngesellschaft leider nichts zu tun.«

»Lord Benditch.«

»Wenn Sie diese Alkoholika mitnehmen wollen, beträgt die Zollgebühr siebenundzwanzig Shilling und sechs Pence.«

Lord Benditchs Tochter war sie also. D. blieb am Ausgang stehen und beobachtete sie. Er überlegte, ob er es mit Lord Benditch ebenso schwer haben werde wie der Zollbeamte mit ihr. Von Benditch hing sehr viel ab; wenn er sich bereit fand, seine Kohle zu einem erschwinglichen Preis zu verkaufen, konnten sie noch Jahre durchhalten. Wenn nicht, war der Krieg vielleicht noch vor dem nächsten Frühjahr zu Ende.

Sie schien ihren Kopf durchgesetzt zu haben – konnte man daraus etwas ableiten? – und wirkte, als wäre sie bester Stimmung, während sie auf die Tür zukam, durch

die es auf den nebligen Bahnsteig hinausging, wo es bitter kalt war. Es war früh dunkel geworden. Neben einem Zeitungskiosk brannte eine kleine Lampe, und an einem Reklameschild für Horlicks-Kindernahrung lehnte ein Kofferkuli aus kaltem Eisen. Da man nicht einmal bis zum nächsten Bahnsteig sah, hätte man meinen können, dieser Anschlußbahnhof für den großen Kriegshafen – das war Dover in D's Augen – sei eine kleine Bahnstation auf dem Lande, hinge knallt zwischen die regennassen Äcker, an der die Schnellzüge gar nicht hielten.

»Mein Gott«, sagte das Mädchen, »er ist schon weg.«

»Der nächste kommt in anderthalb Stunden«, sagte D. Mit jedem Satz, den er sprach, fühlte er, wie sein Englisch zurückkehrte. Es drang in ihn ein wie Nebel, wie der Geruch von Rauch.

»Das erzählen Sie einem«, sagte sie. »Er hat sicher stundenlang Verspätung bei diesem Nebel.«

»Ich muß heute abend in London sein.«

»Wer muß das nicht?«

»Vielleicht wird es landeinwärts klarer.«

Aber sie war schon fort und lief ungeduldig den kalten Bahnsteig entlang. Sie verschwand hinter dem Kiosk und tauchte dann, einen Augenblick später, wieder auf, an einem Rosinenbrötchen knabbernd. Sie hielt ihm ein zweites hin, als wäre er ein Geschöpf hinter Käfiggittern. »Möchten Sie auch eins?«

»Vielen Dank.« Er nahm das Rosinenbrötchen mit gemessener Miene entgegen und begann zu essen – das war englische Gastfreundschaft.

Sie sagte: »Ich werde mir einen Wagen besorgen. Ich kann nicht eine geschlagene Stunde in diesem Kaff warten. Vielleicht ist es landeinwärts wirklich klarer.« (Also hatte sie gehört, was er gesagt hatte.) Sie warf den Rest ihres süßen Brötchens in Richtung des Gleises. Es wirkte wie ein Zauberkunststück – eben war das Brötchen noch dagewesen und jetzt keine Spur mehr davon

zu sehen. »Soll ich Sie mitnehmen?« sagte sie. Als er zögerte, setzte sie hinzu: »Ich bin stocknüchtern.«

»Danke. Daran habe ich gar nicht gedacht. Nur daran, was ... schneller geht.«

»Oh, ich bin bestimmt schneller«, sagte sie.

Plötzlich tauchte in Fußhöhe sonderbarerweise ein Gesicht vor ihnen auf – sie mußten am äußersten Rand des Bahnsteiges gestanden haben. Das Gesicht wirkte betrübt, und eine Stimme sprach: »*Lady*, ich bin nicht in einem Zoo.«

Sie blickte ohne Überraschung nach unten. »Habe ich das vielleicht behauptet?« sagte sie.

»Sie können doch nicht einfach so ... mit einem Brötchen herumwerfen.«

»Ach, was«, sagte sie ungeduldig, »seien Sie nicht so albern.«

»Ein tätlicher Angriff war das«, sprach die Stimme. »Ich könnte Sie verklagen, *Lady*. Es war ein Geschöß.«

»Das war es nicht. Es war ein Stück Gebäck.«

Eine Hand und ein Knie erschienen neben den Füßen der beiden, das Gesicht kam ein bißchen näher. »Lassen Sie sich gesagt sein ...«

D. sagte: »Das war nicht die Dame, die das Stück Gebäck weggeworfen hat. Ich war's. Sie können mich verklagen ... Adresse Strand Palace. Ich heiße D.« Er nahm die Frau, von der er nicht einmal den Namen wußte, und dirigierte sie auf den Ausgang zu. Wie die eines verwundeten Meeresgeschöpfs jammerte die Stimme empört durch den Nebel: »Ein Ausländer, nein!«

»Wissen Sie«, sagte das Mädchen, »es ist eigentlich nicht nötig, daß Sie mich so in Schutz nehmen.«

»Sie wissen jetzt meinen Namen«, sagte er.

»Ja, und ich heiße Cullen, falls Sie das interessiert. Rose Cullen. Ein gräßlicher Name, aber mein Vater ist leider Gottes ein Rosennarr. Er ist – wenn man es so ausdrücken kann – der Erfinder der *Marquise Pompadour*. Er hat auch eine Schwäche für Schlampen, die sich Kö-

nige halten. Wir haben ein Haus, das Gwynn Cottage heißt.«

Sie hatten Glück mit dem Leihwagen. Die Garage neben dem Bahnhof war hell erleuchtet. Sie strahlte fast vierzig Meter weit durch den Nebel. Und es gab einen Wagen, den sie mieten konnten, einen alten Packard. D. sagte: »Ich habe geschäftlich mit Lord Benditch zu tun. Das ist ein seltsamer Zufall.«

»Ich sehe nicht, was daran seltsam sein soll. Ich lerne nur Leute kennen, die geschäftlich mit ihm zu tun haben.«

Sie fuhr langsam in – wie sie annahm – Richtung London. Der Wagen rumpelte über Straßenbahngleise. »Wir können uns nicht verfransen, wenn wir den Gleisen folgen.«

Er sagte: »Reisen Sie immer 3. Klasse?«

»Wissen Sie«, antwortete sie, »ich suche mir gern selber meine Gesellschaft aus. In der 3. Klasse begegne ich keinen Geschäftsfreunden meines Vaters.«

»Ich war dort.«

Sie sagte: »Verdammt noch mal, der Hafen!« Sie riß das Steuer herum und brachte den Wagen in die Gegenrichtung. Das Kreischen von Bremsen und Zorneslaute drangen ringsum durch den Nebel. Unsicher fuhren sie dieselbe Strecke zurück und dann eine Steigung hinauf. »Natürlich«, sagte sie, »wenn wir bei den Pfadfindern gewesen wären, hätten wir uns zurechtgefunden. Wenn man Wasser sucht, muß man immer bergab gehen.«

Oben auf der Anhöhe lichtete sich der Nebel ein bißchen. Stellenweise kam der kalte, graue Nachmittagshimmel zum Vorschein. Hecken wie aus Stahlnadeln zeigten sich, und über allem lag Stille. Ein Lamm trottete und hopste auf dem Bankett dahin, und knappe zweihundert Meter weiter tauchte plötzlich ein Licht auf. Ein Bild des Friedens. Er sagte: »Ich nehme an, ihr müßt hier sehr glücklich sein.«

»Glücklich?« sagte sie. »Wie kommen Sie darauf?«

Er antwortete: »Diese Sicherheit.« Er erinnerte sich, wie der Paßbeamte ihm freundlich zugezwinkert und gesagt hatte: »Wir müssen vorsichtig sein.«

»So großartig ist es auch wieder nicht«, sagte sie mit ihrer unreifen, unerzogenen Stimme.

»O doch«, sagte er und bemühte sich zu erklären, was er meinte. »Sehn Sie, ich habe zwei Jahre Krieg hinter mir. Auf einer Straße wie dieser hier würde ich ganz langsam fahren, jederzeit bereit, anzuhalten und mich in den Straßengraben zu werfen, sobald ich ein Flugzeug höre.«

»Immerhin kämpft ihr doch für irgend etwas, nehme ich an«, sagte sie. »Oder nicht?«

»Ich weiß es nicht mehr. Eins von den Dingen, die die Gefahr nach einiger Zeit bewirkt, ist ... daß sie das Gefühl abtötet. Ich glaube, ich werde nie mehr etwas anderes empfinden als Furcht. Keiner von uns ist noch imstande zu hassen ... oder zu lieben. Sehn Sie, es ist ein statistisch erwiesenes Faktum, daß in unserem Land nur noch sehr wenige Kinder geboren werden.«

»Aber euer Krieg geht ja weiter. Dafür muß es doch einen Grund geben?«

»Man muß etwas fühlen können, um einen Krieg zu beenden. Manchmal denke ich, wir klammern uns an diesen Krieg, weil uns noch die Furcht geblieben ist. Wenn wir sie auch nicht mehr hätten, wäre überhaupt kein Gefühl mehr in uns übrig. Keiner von uns wird am Frieden Freude haben.«

Vor ihnen tauchte wie eine Insel ein kleines Dorf auf – eine alte Kirche, ein paar Gräber, ein Gasthaus. Er sagte: »Ich an Ihrer Stelle würde uns nicht beneiden, mit all dem hier ...« Er meinte die entspannte, friedvolle Atmosphäre, das sonderbar Unwirkliche einer Straße, der man über jeden Horizont folgen konnte.

»Es braucht keinen Krieg, um alles plattzuwalzen. Geld, Eltern, alle möglichen Dinge schaffen das genauso gut wie ein Krieg.«